



ERNST-JÜNGER-LESEBUCH

Herausgegeben und mit
persönlichen Erinnerungen von
HEINZ LUDWIG ARNOLD

EIN
abenteuerliches
HERZ



Klett-Cotta



ERNST-JÜNGER-LESEBUCH

EIN
abenteuerliches
HERZ

Herausgegeben und mit Erinnerungen von
HEINZ LUDWIG ARNOLD

Klett-Cotta

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Besuchen Sie uns im Internet: www.klett-cotta.de

Klett-Cotta

© 2011 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Datenkonvertierung E-Book: Tropen Studios, Leipzig

Printausgabe: ISBN 978-3-608-93846-3

E-Book: ISBN 978-3-608-10173-7

Cover

Titelseite

Impressum

Vorbemerkungen von Heinz Ludwig Arnold

Wilflinger Erinnerungen

Zu meiner Auswahl

I. KRIEG UND FRIEDEN

In Stahlgewittern

Aus Heft 1 der Kriegstagebücher 1914 bis 1918

Vorwort zur 1. Auflage von »In Stahlgewittern«, 1920

Orainville. Kapitel 1 aus der 2. [revidierten] Auflage, 1922

In den Kreidegräbern der Champagne [früher: Orainville],
1978

Gespräch mit Ernst Jünger über »In Stahlgewittern«, 1966

Gärten und Straßen, 1942

Strahlungen, 1949

Das erste Pariser Tagebuch (1941/1942)

Das zweite Pariser Tagebuch (1943/1944)«, 1920

Kirchhorster Blätter (1945)

Der Friede, 1945

II. ABENTEUERLICHES HERZ

Sizilischer Brief an den Mann im Mond, 1930

Das abenteuerliche Herz. Erste Fassung, 1929

Afrikanische Spiele, 1936

Das abenteuerliche Herz. Zweite Fassung, 1938

Die Kiesgrube

Violette Endivien

Das Entsetzen

Fremder Besuch

Blaue Nattern

Die Schleife

Der Oberförster

Das Lied der Maschinen«

An der Abzucht

Die Phosphorfliege

An der Zollstation

Das Echo der Bilder

Der Waldgang, 1951

III. STREIFZÜGE

Rehburger Reminiszenzen, 1967

Aus der Goldenen Muschel, 1944

Sanduhrstimmungen, 1954

Herbst auf Sardinien, 1965

Annäherungen. Drogen und Rausche, 1970

IV. Erzähltes

Auf den Marmorklippen, 1939

Heliopolis, 1949

Ortners Erzählung

Die Eberjagd, 1952

Gläserne Bienen, 1957

Eine gefährliche Begegnung, 1983

Hinter der Madeleine

V. GETRÄUMTES

Träume, 1970

In Ormens Revier, 1965

Skurrile Ausflüge, 1962, 1965, 1981

In Totenhäusern, 1965

Aus den Pariser Nachtstücken, 1974

Geträumtes aus »Siebzig verweht«, 1981, 1993, 1995

VI. POST FESTUM

Quellennachweise

Über den Herausgeber

Heinz Ludwig Arnold

WILFLINGER ERINNERUNGEN

I. Lektüren

»Berger, Sie schlafen, Berger, Sie träumen, Berger, Sie sind nicht bei der Sache, war da der ewige Reim. Auch meine Eltern, die auf dem Lande wohnten, hatten bereits einige der bekannten Briefe erhalten, deren unangenehmer Inhalt mit den Worten *Ihr Sohn Herbert ...* begann.« Diese Sätze auf der ersten Seite von Ernst Jüngers Erzählung »Afrikanische Spiele«, die ich in einer »Einmaligen Ausgabe der Deutschen Hausbücherei« aus dem Jahre 1936 im Bücherschrank meines Vaters fand, waren die ersten Sätze von Ernst Jünger, die ich 1957 las, und sie nahmen mich sofort für diesen Schriftsteller ein. Meine Eltern wohnten zwar nicht auf dem Lande, sondern in Karlsruhe, und sie bekamen auch keine blauen Briefe der Schule ins Haus – aber auch ich suchte damals, 1956 / 1957, Sehnsuchtsorte jenseits der Schule, in der ich mich nicht wohl fühlte. Und da auch das strenge Elternhaus diesen Freiheitsraum nicht bot, den ich ersehnte, suchte ich zwar nicht, wie Ernst Jünger, den »verlorenen Garten irgendwo im oberen Stromgeflecht des Niles oder des Kongo«, auch brach ich nicht, wie er, tatsächlich aus und auf ins warme Afrika, wo er sich abenteuerlustig und wohl auch etwas kampfesdurstig anwerben ließ für die Fremdenlegion (aus der ihn sein Vater freilich nach sechs Wochen wieder auslöste) – nein, ich brach bloß auf in die imaginierten Welten von Büchern, nicht nur in die der nordamerikanischen Savannen und orientalischen Wüsten Karl Mays und von Coopers Huronensee, sondern ich begab mich auch auf Hermann Hesses »Morgenlandfahrt« und eben, durch seine »Afrikanischen Spiele«, in die literarische Welt des Jüngerschen Werks.

Diese Welt sollte mich für Jahre gefangenhalten, und durch meine Wanderungen in ihr, meinen Umgang mit ihr sollte ich schließlich ganz in

das Universum der Literatur geraten, das dann mein Lebensraum für immer wurde.

Das zweite Buch Ernst Jüngers, das im Bücherschrank meines Vaters hinter Glas ungelesen aufbewahrt wurde, war, diesmal in einer Ausgabe des Europäischen Buchklubs, der utopische Roman »Heliopolis. Rückblick auf eine Stadt«. Hier konnte man sich nicht in warme afrikanische Abenteuerorte imaginieren, sondern in die kühlen Räume der Zukunft. Heute mag man zwar lächeln über das spärliche Science-fiction-Equipment dieser kalt gleißenden Sonnenstadt – der »Phonophor« aus diesem Roman, eine literarische Erfindung Jüngers, hat es immerhin in die Internetenzyklopädie Wikipedia geschafft: Danach ist dieser »Allsprecher« ein »fiktives technisches Gerät in den Zukunftsromanen von Ernst Jünger«, »einem heutigen Mobiltelefon ähnlich« und mit Internet-Eigenschaften begabt. »Bei Ernst Jünger treten die Phonophore auch an Stelle der Personalausweise und Pässe. (...) Außerdem kann man am Phonophor den gesellschaftlichen Rang seines Trägers erkennen. Die Phonophore dienen auch als Wahlmaschinen, mit ihnen werden bei Abstimmungen die Stimmen abgegeben. (Die Fragen stellen allerdings in »Heliopolis« die Behörden bzw. die Mächtigen.) Schließlich stellt der Phonophor auch ein GPS-System dar und ermöglicht Bankgeschäfte durchzuführen, ist unter anderem also auch Kreditkarte. Eine Kehrseite des Phonophors ist, ähnlich wie bei heutigen Mobiltelefonen, dass sie im Vergleich zu herkömmlichen Telefonen leichter abgehört werden können und der Polizei die Ortung der sprechenden Personen ermöglichen.«

Ich denke, es hätte Ernst Jünger gefallen, wenn er sich in Wikipedia als so weitsichtig und der Zukunft so umfassend voraus wiedergefunden hätte.

Mich faszinierte in »Heliopolis« aber weniger dieses technische Zukunftsinstrument – solcherlei war in Hans Dominiks Zukunftsromanen, die ich damals auch gelesen habe, viel spannender beschrieben – als vor allem das Kapitel »Ortners Erzählung«, in dem die Geschichte eines auf den Hund gekommenen Mannes geschildert wird, dem nach der Begegnung mit einem geheimnisvollen Unbekannten durch eine

Augenoperation im wahrsten Sinne die Augen geöffnet werden für alles verborgene Wirken in der Welt: So entgeht er gleich nach dem Eingriff einem Unfall, den er vorausahnt, und wird im Verlauf der Geschichte zum reichsten Unternehmer der Welt, weil er alle finanziellen Transaktionen durchschauen und bestimmen kann – aber er wird mit dieser Begabung nicht glücklich, sein Leben wird langweilig, ohne Risiko, ohne Geheimnis: »Wer mag noch Rätsel raten, wenn er die Lösung kennt.« Diese Erzählung schien mir aus dem Geiste des von mir noch heute favorisierten Grafen von Monte Christo.

Der nächste Jünger, den ich las, war ein Reclambändchen: »Capriccios«, eine kleine Sammlung von Texten aus der zweiten Fassung von »Das Abenteuerliche Herz«, 1956 herausgegeben von Armin Mohler (die erste Fassung von 1929 mit den noch viel persönlicheren Notaten Jüngers auch zur eigenen Geschichte habe ich erst viele Jahre später antiquarisch erstanden). Das Reclambändchen hatte mir mein Deutschlehrer Rudolf Immig empfohlen, ein begeisterter Leser von Jünger, den ich nach der Bedeutung der »Schleife« in Jüngers Werk gefragt hatte – und der mir dann vorschlug, doch meine Deutsch-Jahresarbeit über Jünger zu schreiben. Das Capriccio »Die Schleife« beginnt mit dem Satz: »... und in die Methodik führte mich Nigromontanus ein, ein vortrefflicher Lehrer (...)«, und erläutert ein paar Absätze weiter: »Unter der Schleife verstand er (Nigromontanus) eine höhere Art, sich den empirischen Verhältnissen zu entziehen.«

Dieses für Jüngers Haltung typische Dictum, aus dessen Geist schließlich auch die Figur des »Anarchen« im zweiten utopischen Roman »Eumeswil« von 1977 geboren ist, brachte ich mit der »Schleifen«-Variante aus »Heliopolis« nicht zusammen, und so fasste sich der 18-jährige Unterprimaner, der glaubte, dass das Symbol der Schleife grundlegend für Ernst Jüngers Werk (und also auch für seine Jahresarbeit) sei, ein Herz und schrieb am 20. Dezember 1958 keck einen Brief an Jünger und bat ihn in aller Naivität um Auskunft darüber, »was Sie unter dieser Schleife verstehen. Es könnte mir bei der Lektüre Ihrer Werke um sehr Vieles weiterhelfen«. Ernst Jünger antwortete auf einer Postkarte: Was

»Schleifen« seien, werde in »Das Abenteuerliche Herz«, 2. Fassung, ausgeführt – in ebendem Stückchen, das ich in dem Reclambändchen gelesen hatte und das mir so rätselhaft erschienen war. Ich war so schlau als wie zuvor, trug aber die Postkarte bei mir wie eine Reliquie.

Ich hatte in meinem Brief auch noch nach den »Stahlgewittern« gefragt, die ich unbedingt lesen wollte, die damals noch nicht wieder aufgelegt worden waren und die ich antiquarisch vergeblich gesucht hatte – Jünger gab mir die Anschrift eines Berliner Antiquariats, in dem das Buch für »5 Mark« angeboten wurde.

Die zweite Anmutung erfolgte im Mai 1959. Ich hatte mit Freunden für die neun Karlsruher Gymnasien die Schülerzeitung »Mosaik« gegründet, wir wollten dort eine Porträt-Reihe über moderne Schriftsteller bringen, und ich wollte mit Jünger beginnen: »Ich bitte Sie nun, uns (...) eine kleine Selbstbiographie (...) zu schreiben.« Dieser neuerlich arg naiven Bitte wurde nicht entsprochen: »Leider bin ich zu beschäftigt.« Für ein Bild verwies er uns (was mich später wunderte, weil er doch seit Jahren mit seinem alten Sekretär zerstritten war) an Armin Mohler, der damals als Pariskorrespondent der »Zeit« in Bourg-la-Reine wohnte. Statt mit Jünger begannen wir mit einem Porträt Heinrich Bölls – und Böll reagierte auf meine Bitte um einen autobiographischen Text positiv, schickte ein Bild und einen kleinen Text »Über mich selbst«, den er damals für Reclam geschrieben hatte und der inzwischen berühmt geworden ist.

Derweil las ich für meine Jahresarbeit weiter Jünger: nun also »In Stahlgewittern«, das ich tatsächlich für 5 Mark in dem von Jünger empfohlenen Dahlemer Antiquariat Hennig erstand (bei dem ich danach für viele Jahre Kunde wurde), und gleich auch »Der Kampf als inneres Erlebnis«, das der Antiquar ebenfalls anbot; und bald noch die »heimliche« Schrift aus dem Zweiten Weltkrieg »Der Friede«, die ich in einem illegalen Druck in Österreich auftrieb. Ich las »Gärten und Straßen«, dann auch die Pariser Kriegstagebücher »Strahlungen«, die mir aber in weiten Teilen fremd blieben. »Strahlungen«, im Gegensatz zu »Gärten und Straßen«, ließ mich kalt, erschien mir kühl, distanziert. Heute erkläre ich es mir damit, dass »Gärten und Straßen« schon 1942, unmittelbar nach den dort

niedergeschriebenen Erfahrungen, veröffentlicht wurde, also näher war an der erlebten Wirklichkeit des Krieges, während »Strahlungen« deshalb sehr viel abgeklärter und eben kühler wirken, weil sie einer strengeren Bearbeitung, einem bewussteren Stilwillen Jüngers folgten.

Mit der Zeit kaufte und las ich alles, was ich von Jünger, zum großen Teil in Antiquariaten, auftreiben konnte. Als 1960 die erste Gesamtausgabe bei Klett erschien, subskribierte ich die bei der Karlsruher Buchhandlung Mende, deren liebenswürdiger Geschäftsführer, ein Herr Thomas, mir Ratenzahlung nach meinen Möglichkeiten einräumte. Da hatte ich aber schon mein Abitur und leistete gerade meinen Wehrdienst bei der Luftwaffe in Manching bei Ingolstadt.

Mit meinem Wehrdienst hing die dritte Anmutung zusammen, mit der ich mich Jünger angenähert habe. Am Totensonntag 1959, so meine Datumsangabe, hatte ich ihm einen langen Brief geschrieben, in dem ich ihn – gerade auch aus seinen Büchern, so wie ich sie damals las, dazu angeregt – um Rat bat: ob ich zur Bundeswehr gehen oder den Wehrdienst verweigern solle. Ich empfand mich nicht als Pazifisten, meinte aber, aus der Geschichte seien Lehren zu ziehen, dachte, auch Jünger habe aus seinen Kriegserfahrungen seine Lehren gezogen, und behauptete in jugendlicher Naivität: »Sie sind 1914 mit der Begeisterung des Abenteuer Suchenden und den Patriotismus Verteidigenden in den Krieg gezogen. Doch schon 1939, als der zweite Weltkrieg begann, sagten Sie sich – erfahren durch den 1. Weltkrieg – los vom Kriege. Sie haben im letzten Kriege keinen Menschen getötet, hätten es auch nicht getan – davon bin ich überzeugt –, wenn Sie nicht in den Stab nach Paris, sondern an die Front gekommen wären. Sie hätten sich dem Zwang des Befehls entzogen.«

Darauf antwortete Jünger mir nicht selbst. Doch seine Frau Gretha, die »Perpetua« seiner Tagebücher »Strahlungen«, deren Sohn Ernst im Zweiten Weltkrieg gefallen war, schrieb mir einen langen Brief, den ich hier nicht kürzen mag:

»1.12.1959.

*Sehr geehrter Herr Arnold,
mein Mann hat mich gebeten, Ihren Brief zu beantworten, da ihm doch daran liegt, auf Ihre Fragen einzugehen. Er musste indessen nach München, und ist im Augenblick sehr beschäftigt. Nehmen Sie daher mit meinem Brief einstweilen vorlieb, in dem ich versuchen möchte, Ihnen seine Hinweise zu geben, die naturgemäss nur solche sein können, und nicht etwa bindend für Sie sind.*

Die Fragen, die Sie beschäftigen, gelten für einen grossen Teil der jungen Generation. So lange aber die Welt besteht, hat es Kriege gegeben, und der letzte sah die damals Zwanzigjährigen vor ein ganz besonderes Problem gestellt: trotz ihrer inneren Ablehnung gegen das System an sich, gegen Hitler, gegen diesen Krieg, der unnötig, und vom Zaun gebrochen war, ihre Pflicht zu erfüllen gegenüber der Nation. Die Lage erforderte es, ihr konnte man sich nicht entziehen. Ich habe mit Vielen dieser Jungen damals gesprochen; unser eigener, 18jähriger Ältester, der dann gefallen ist, stand ganz besonders unter dem Druck dieser Situation, denn er war politischer Äußerungen wegen in Haft gewesen. Aber er zögerte keinen Augenblick, meldete sich sogar freiwillig an die Front, weil ihm das als seine Aufgabe erschien.

Wir stehen heute vor der Frage, ob wir Angesichts der russischen gigantischen Aufrüstung und absoluten Macht, uns in einem Ernstfall wehren wollen und können, oder nicht. Nehmen Sie ein einfaches Beispiel: wenn Sie durch einen Wald gehen müssen, der – wie Sie wissen – von Banditen besetzt ist, die bis an die Zähne bewaffnet sind: sichern Sie sich da durch einen Knüppel oder besser noch durch eine Pistole, oder verlassen Sie sich auf Ihr Glück! Hier kann jeder nur auf Grund seiner Mentalität antworten. Wir ziehen, in unserem persönlichen Falle, die Bewaffnung vor. Unsere Ansicht ist: je stärker wir sind, umso weniger werden wir bedroht werden. Darüber hinaus haben wir für die 17 Millionen in der Ostzone mitzudenken, die eine andere Haltung von uns überhaupt nicht verstehen könnten, denn sie wissen und erfahren es täglich, was es heisst, unter russischem Regime zu leben, machtlos, wehrlos, waffenlos.

Wenn Sie also Ihre Dienstpflicht erfüllen, so tun Sie nur das, was Millionen in allen Ländern der Welt auch tun. Man kann sich weder den Forderungen der Zeit, noch denen des eigenen Landes entziehen, und Euch Allen, den Jungen, möchten wir sagen: seht Euch die Ungarn an! Sie wissen noch, was das Wort Vaterland bedeutet. Behaltet es in Euch und bewahrt es mit. Alle übrigen Völker muss man hierum nicht erst mahnen, es ist für sie so selbstverständlich, wie es für uns fragwürdig geworden ist. Gottlob nicht für Alle. Der eigentliche Kern muss unangetastet bleiben, das sind wir nicht nur uns, sondern auch den Toten beider Kriege schuldig, deren Sterben sonst sinnlos gewesen wäre. Verstehen Sie mich recht: Niemand ist wohl heute da, der einen Krieg bejahen könnte, nach den zahllosen Opfern, die gebracht wurden. Ebensowenig können wir ihn verhindern, wenn er dennoch ausbrechen sollte, denn nicht wir entscheiden darüber. Für uns kann es nur den Weg geben, den Europa und der Westen gehen, also sind wir Verbündete, also sind wir auch verpflichtet, unseren Anteil zu leisten in jeder Beziehung. Der Einzelne muss sich dem Ganzen einordnen, denn es geht um ein Gesamtschicksal, in das er unwiderruflich mit verflochten bleibt, ob er will oder nicht.

Zum Schluss muss ich Ihnen widersprechen, wenn Sie glauben, Ernst Jünger hätte im zweiten Weltkrieg nicht geschossen, wenn ihn die Umstände dazu gezwungen hätten. Vieles war anders als 1914, und damit auch die innere Voraussetzung, den Kampf zu bejahen. Aber er ist doch zu sehr Soldat im besten Sinne des Wortes gewesen, alsdass er das jemals hätte verleugnen können und wollen. Er hätte also an allen Kämpfen teilgenommen, so gut wie jeder Andere auch, wäre er nicht nach Paris, sondern an die Front gekommen.

Man kann es Bestimmung nennen, Schicksal, wohin wir gestellt werden: wenn wir nur immer an dem Ort, der dafür ausersehen wurde, unser Bestes leisten.

Glauben Sie im Ernst, dass jeder Soldat gern tötet? Sie gebrauchen dieses Wort. Dann fallen Sie gewissen Parolen und Schreckensmännern anheim, an denen es bei uns leider nicht fehlt. Sie müssen von ganz anderen Dingen ausgehen: der Stand des Soldaten ist ein Stand wie alle übrigen

auch. Man muss ihn nicht lieben, aber man soll ihn achten. Inmitten eines Krieges kann sich der einzelne von ihnen nicht damit aufhalten, dass er sich die Frage stellt, ob das Töten erlaubt ist: wenn sie Alle so gedacht hätten, wäre nie ein Krieg entstanden. Mit Realitäten aber muss man sich abfinden, denn wir leben nicht in einer Wunsch-Welt. Im Kriege also gilt nur das Du oder Ich, und Sie werden schießen, wenn Sie den Gewehrlauf des Anderen auf sich gerichtet sehen. Es gelten da andere Gesetze, man kann sie nicht auf unser ziviles Leben übertragen.

Damit glaube ich, Ihre hauptsächlichen Fragen beantwortet zu haben, wohlgemerkt, nur in unserem Sinne, so wie wir die Dinge sehen, so wie wir sie selber an uns erlebt haben. Wie weit Sie sich berufen fühlen, Ja oder Nein dazu zu sagen, weiss ich nicht, und möchte Sie darin auch nicht beeinflussen.

Gute Wünsche auf Ihren Weg, von uns Beiden: Ihre Gretha Jünger.«

Ich habe Gretha Jünger leider nie persönlich kennengelernt. Als ich am 20. August 1960 Ernst Jünger zum ersten Mal im Wilflinger Forsthaus besuchte, war sie schon so krank, dass sie keinen Besuch mehr empfangen konnte. Am 22. September schrieb Jünger: »Meine Frau ist immer noch krank; ich bin sehr melancholisch.« Am Totensonntag 1960 starb Gretha Jünger. Immer, wenn ich später in Wilflingen war, habe ich Blumen auf ihr Grab gelegt.

II. Besuche

Jünger hatte mich trotz der schweren Krankheit seiner Frau eingeladen, ihn an einem Nachmittag im August 1960 zu besuchen. Ich trampelte von Ingolstadt, wo ich beim Aufklärungsgeschwader 51 am Militärflugplatz Manching meinen Wehrdienst leistete, über Ulm und Riedlingen nach Altheim und wanderte über Langenenslingen nach Wilflingen. Ein heißer

Sommertag. Die Oberförsterei, in der Jünger seit 1951 bis zu seinem Tode 1998 lebte, gehört zum über 500 Jahre alten Schloss Wilflingen der Schenken von Stauffenberg; das schöne, behäbige Haus, in das man über eine beidseitig begehbare Steintreppe gelangt, liegt unmittelbar gegenüber dem Hauptzugang zum Schloss. Die Schelle schrillte durchs Haus, Resl, die Haushälterin, öffnete und führte mich die breite Holztreppe hoch in die Bibliothek. Jünger kam mir aus dem Arbeitszimmer, das neben der Bibliothek liegt, entgegen; ich fand ihn kleiner, als ich gedacht hatte, und sehr beweglich, fast elastisch, und ohne jede Allüre. Er bot Tee oder Kaffee an, Zigaretten – er rauche gerade wieder, aber immer nur für einige Zeit, wie er gleich sagte, und ja, er paffte nur. Peer Export. Meine große Schüchternheit, und eine gewisse Befangenheit wohl auch auf seiner Seite – small talk: Wie ich hergekommen sei, wo ich hier unterkomme, wie mir das Militär gefalle – Präliminarien.

Ich erinnere kaum mehr einen Zusammenhang unseres Gesprächs, wohl ein paar Einzelheiten unserer Unterhaltung, habe damals auch ein paar Sätze, die ich behalten hatte, ins Tagebuch geschrieben – Worte des Autors, Goldnuggets: »Darum verstehe ich ja auch die Christen nicht, weil sie Gott nur als Vater sehen. Wo bleibt die Mutter?« Heute, da ich dies wieder lese, denke ich: Vielleicht suchte und fand er diese Mutter schließlich aufgehoben im Marienglauben der katholischen Kirche, zu der dieser Urprotestant am Ende seines Lebens, mir völlig unverständlich, konvertierte? Dann: »Ich komme mir selbst gar nicht so gegensätzlich vor, wie manche meinen« – der Grundtenor seiner beharrlichen Einschätzung von der Einheit seines Werks. Und: »Man geht nicht zweimal durch denselben Strom.« Auch dieses Heraklit-Zitat gehörte, wie ich bald merkte, zu seiner Grundausrüstung.

Jünger führte mich durchs Haus, zeigte mir kostbare Bücher, ich erinnere eine Hölderlin-Erstaussgabe, seine in opulente repräsentative Maroquinlederschatteln eingelegten Manuskripte, auch die Käfersammlung in den Schränken auf dem Flur und in seinem Arbeitszimmer einige alte Sanduhren, über die er 1954 eines seiner schönsten diskursiv erzählenden Bücher geschrieben hat: »Das

Sanduhrbuch« – fast eine Anthropologie über die unterschiedlichen Zeiten und die sich durch die Zeiten wandelnden Räume des Menschen. Und beim Gang durch den schönen Bauerngarten zeigte er mir Ammoniten aus einem Steinbruch in der Umgebung. Als ich mich am späten Nachmittag verabschiedete, schenkte er mir drei Seiten eines Manuskripts: »Pariser Traum«.

Jünger hatte bei meinem Besuch eine Art Domino-Spiel mit Maximen erwähnt, das er entworfen habe. Ich erinnerte mich daran bei der Lektüre von Hesses »Glasperlenspiel«, über das ich mit einem Freund sprach, und fragte bei Jünger nach, was es mit dem erwähnten Spiel auf sich habe. Er schrieb sofort zurück, das Spiel heiße Mantrana und werde gegenwärtig betreut von Albert von Schirnding, der in Ingolstadt als Studienreferendar arbeite, Adresse anbei. Da ich bei Ingolstadt stationiert war, besuchte ich Albert von Schirnding Anfang Dezember 1960. Wir verstanden uns auf Anhieb, gingen an den Wochenenden spazieren, ins Kino und ins Theater, saßen abends hin und wieder beim Wein zusammen, und er erzählte viel von seiner Zeit bei Jünger – er war für einige Jahre in den Semesterferien eine Art Sekretär bei Jünger gewesen, eine Hilfskraft für das Sortieren der Post und andere kleinere Arbeiten. Er führte mich ein in das Maximenspiel Mantrana. Dazu hatte Jünger eine »Einladung zu einem Spiel« verfasst, die der Verleger Ernst Klett zu Neujahr 1959 als Privatdruck an die Freunde Ernst Jüngers verteilt hatte – darin hieß es: »MANTRANA ist ein Flächen- und Raumdomino. Es wird mit Maximen gespielt. Sie seien ›Steine‹ genannt. Das Spiel ist korrespondierend und kollektiv. Mitwirkende sind der Spielleiter und seine Gehilfen und beliebig viel Mitspieler.«

Albert bat mich, an der Betreuung des Spiels mitzuarbeiten – er wollte Jünger dies vorschlagen, da er nun kaum noch Zeit habe, sich dem Spiel ganz zu widmen. Wir erarbeiteten die ersten Spielzüge, suchten aus den bis dahin 300 eingesandten Maximen die tauglichen aus und ordneten sie nach verschiedenen Themen: Natur, Ehe, Mensch, Fortschritt, Staat, Recht usw. – die meisten Maximen handelten von den Themen Leben und Tod, die Jünger in seiner Spielanleitung vorgegeben hatte. Sie sollten nun

inhaltlich aufeinander bezogen und einander sinnvoll folgend in thematischen »Trassen« geordnet werden, an die jeweils verzweigende »Ansätze« angelegt und zu neuen Themen und Themen-Trassen führen sollten. Wie das alles in Gang gesetzt und realisiert werden sollte, war uns ziemlich schleierhaft.

Deshalb schrieb ich Jünger am 16. Dezember 1960 einen langen Brief, in dem wir ihm einige Vorschläge machten, wie das Spiel möglicherweise gestartet und dann weiterhin gestaltet werden könne; wir hatten aber Zweifel, ob die sehr allgemeinen Hinweise Jüngers in seiner »Einladung« dazu ausreichten, das Spiel in Gang zu bringen und es in der vorgestellten Komplexität überhaupt, vor allem im Druck, zu realisieren; denn das Ganze war ja als ein Druckwerk in Lieferungen gedacht.

Jünger antwortet postwendend am 17. Dezember: »Daß Sie mit Mantrana vorankommen, freut mich. Das Spiel macht mir Kopfzerbrechen. Ich will es vereinfachen. Damit bedarf auch meine Einführung einer Revision. Wir lassen es am besten auf eine reine Maximensammlung hinauslaufen. (...) Würden Sie auch Albert v. Schirnding über diese Änderung benachrichtigen? Es freut mich, dass Sie gut miteinander ausgekommen sind.«

In meinem Brief hatte ich Jünger noch eine andere Frage gestellt. Da Albert von Schirnding Ende 1960 seine Referendariatszeit mit dem Assessorexamen abgeschlossen hatte und er bald in den Schuldienst eintreten würde, hätte er dann keine Zeit mehr für seinen Feriendienst in Wilflingen. Natürlich waren seine Aufenthalte bei Jünger häufig Thema unserer Unterhaltungen, und als wir mal wieder über Jünger und Wilflingen sprachen, fragte ich ihn, was er, der doch nicht mehr den Secretarius bei Jünger machen könne, davon halte, wenn ich mich bei Jünger als sein Nachfolger bewerben würde. Da er sofort einverstanden war, fragte ich Jünger also, ob er mich in dieser »Stellung« gebrauchen könne, ich könnte gleich nach meinem Wehrdienst am 1. April antreten. Seine Antwort: »Bei der Ordnung meiner Post handelt es sich um keine ›Stellung‹. Daß Sie die Masse, die sich leider wieder angesammelt hat, in die Mappen leiten wollen, ist kein übler Gedanke. Sie würden natürlich im

Hause wohnen und essen und mich auf meinen Gängen begleiten, die teils in den Wald, teils in die Dörfer, aber auch einmal nach Riedlingen, Tübingen oder Überlingen führen. Freilich muß ich erst Albertus fragen, da er das ältere Anrecht hat. – Der 1. April wäre so übel nicht. Ich muß in den nächsten Jahren noch die mir fehlenden Reviere der Welt kennen lernen und will im Februar mit Ägypten anfangen. Im Mai kommt, wie seit Jahren, Sardinien an die Reihe.«

Da ich Anfang Januar ein paar Tage frei hatte, fragte ich in Wilflingen an, ob es genehm wäre, wenn ich in Sachen Mantrana kurz vorbeischaute. Bei diesem dreitägigen Besuch, in dem ich erstmals im Hause wohnte, wurde Mantrana eigentlich begraben – weder war es in der komplizierten Form, die ich vorgeschlagen hatte, praktikabel, noch erschien es in der vereinfachten Form als Maximensammlung, die Jünger vorgeschlagen hatte, sinnvoll – in meinen Notizen von damals steht: »Drei Tage bei EJ. Mantrana wird nicht nur vereinfacht, sondern ausgelöscht. Es bleibt eine blinde Sammlung von Maximen, die teilweise glänzend sind. Oft aber auch Plattheiten. Albert v. Schirnding war sichtlich erleichtert von dieser Wendung. Uns blieb viel Arbeit erspart.«

Und noch etwas anderes habe ich mir damals notiert. Ich war am Donnerstag angereist, und am Samstag fuhren wir zusammen über Riedlingen Richtung Ulm, Jünger fuhr nach München, ich musste zurück in den Fliegerhorst nach Ingolstadt. Auf dem Ulmer Bahnhof war es wegen einiger Verspätungen rappellvoll, und auch wir mussten auf unsere Züge etwas warten. Jünger, im grauen Mantel, Hut, eine Aktentasche in der Hand, von einem mittleren Beamten kaum zu unterscheiden, sagte, auf die Menschenmenge um uns herum deutend, plötzlich ganz unvermittelt zu mir: »Nigromontan ist unter ihnen, und sie wissen's nicht.« Ich verstand sofort: Er selbst war Nigromontan, der geheimnisvolle Lehrer der »Schleife«, ja, und wohl auch der weise Seher, der unerkant unter der Menge stand. Ich wunderte mich.

Ein weiteres Mal noch war ich in Wilflingen, bevor ich meinen ›Dienst‹ als Secretarius antrat: bei einem Kurzbesuch am Aschermittwoch 1961. Jünger zeigte mir meinen ›Arbeitsplatz‹ und die Schränke mit den

Korrespondenzmappen, in die jene Massen an Briefen zu leiten waren, die sich da angesammelt hatten; auch die ungeordneten kleinen Tagebücher, die er während des Ersten Weltkriegs geführt hatte und die zu versorgen wären; und er meinte: »Wenn Sie dann hier sind, können Sie alles lesen, was sich hier in Jahrzehnten angesammelt hat. Und Sie müssen auch Briefe beantworten, vor allem an jüngere Leser, die mir immer mehr schreiben.« Dann zeigte er mir das neue Buch »J'ai Choisi L'opium« von Banine, einer Freundin aus seiner Pariser Zeit, Tochter eines Aserbaidzhaner Ministers, die sich in den 1920er Jahren aus einer mit 15 Jahren beschlossenen Zwangsehe befreit hatte und nach Paris geflohen war. Sie war mit Hilfe eines jungen, inzwischen verstorbenen Kaplans vom Islam zum Katholizismus konvertiert – dessen Schwester Hilde heiratete im April: »Da sind wir eingeladen, Sie auch.«

Nachmittags holte uns Dr. Margret Blersch, Jüngers Hausärztin, mit dem Wagen ab zum traditionellen aschermittwöchlichen Schneckenessen im Riedlinger »Hasen«. Schnecken hatte ich bis dahin nicht gegessen, und ich musste mich bei der ersten Schnecke schon sehr überwinden – es wurden dann aber immerhin drei Dutzend, die von vielen Gläsern Rotwein begleitet waren. Jünger, der kräftig mithielt, taute immer mehr auf und erzählte Pariser und Berliner Geschichten.

Frau Blersch sprach Ernst Jünger unentwegt als »Chefchen« an, das klang ziemlich exaltiert. Albertus, dem ich das erzählte, lachte. Auch er nannte ihn »Chef«, und bald übernahm ich ebenfalls diese Anrede. Ernst Jünger hatte das gern. Wie er auch die Bezeichnung »Secretarius« für das, was vor mir Albert von Schirnding und nun ich in Wilflingen tat, jener eines schnöden Sekretärs vorzog – »Secretarius« war der »Geheimschreiber«.

III. Aus dem Sekretariat

Meine konkrete Arbeit als Secretarius war wenig spektakulär. Allerdings hatten sich, seit Albertus nicht mehr im Hause gewesen war, Stapel von Briefen angesammelt, die nun zu ordnen und abzulegen waren. Jünger war nicht nur ein großer Briefe-Schreiber, der nahezu alle Briefe, die ins Haus flatterten, beantwortete. Er war auch ein großer Briefe-Sammler – davon zeugt noch seine Erzählung »Das Haus der Briefe«, die zu den Stücken zu »Heliopolis« gehört und 1951 als bibliophiler Druck erschienen ist. Kein Brief, und mochte er noch so unbedeutend erscheinen, wurde weggeworfen – für jeden fand sich eine Mappe. Kein Ordner! Denn gelocht wurden die Briefe nicht – sie waren unverletzlich. Nur reine Geschäftspost – Steuerangelegenheiten, Verkehr mit Ämtern usw. – durfte gelocht in Leitzordnern abgelegt werden.

Das Ordnungssystem war einfach: alphabetisch. Prominenz wurde nicht separat abgelegt – Hitler lag friedlich zwischen unbekannten *Hists* – *Hits*. Auch ein einzelner Brief erhielt sein Papiermäppchen, auf dem der Name des Korrespondenten notiert war. Viele solcher Papiermäppchen wurden in einzelnen Jurismappen gesammelt. Umfangreiche Korrespondenzen füllten allein ganze Jurismappen. Als ich im April 1961 nach Wilflingen kam, waren anderthalb Schränke voll, als ich ein paar Jahre später zum letzten Male meines Ämtchens waltete, war ein ganzes Zimmer mit neuen Schränken auf Zuwachs eingerichtet, bei Jüngers Tod muss es überfüllt gewesen sein.

Hin und wieder, wenn Jünger einen Namen in der Zeitung gelesen oder in anderem Zusammenhang vernommen hatte, fragte er: Haben wir den nicht in der Korrespondenz? Und dann wurde gesucht. Das war lästig. Also legte ich mir mit der Zeit handschriftlich ein alphabetisches Register aller Korrespondenten an. Als das fertig war, tippte ich den Register-Katalog ab. Die Namen der Korrespondenten trug ich so ein, dass zwischen ihnen genügend Platz für Nachträge blieb. Ich ließ den Katalog, dick wie ein mittleres Telefonbuch, binden und schenkte ihn Jünger zu Weihnachten 1961.

Als Jochen Meyer, ein alter Studienfreund und damals Leiter der Handschriftenabteilung im Deutschen Literaturarchiv in Marbach, in den

1990er Jahren den Vorlass Ernst Jüngers ordnete, rief er mich aufgeregt an: ob ich noch eine Zweitschrift des Katalogs habe – der handschriftlich fortgeführte Katalog, inzwischen wichtig wie das Terminbuch eines Advokaten, sei verschwunden, eine Katastrophe! Er fand sich dann doch wieder an. – Damals auch erzählte mir Jochen Meyer verwundert, wie sorgfältig jemand die kleinen Notizbücher Jüngers aus dem Ersten Weltkrieg geordnet habe – vier dieser Duodezformate lagen jeweils in einer Jurismappe, getrennt durch kleine Stege aus Pappe, die von Hand eingeklebt worden waren. Ich wiederum wunderte mich, dass meine Bastelei von 1961, die ich längst vergessen hatte, so lange gehalten hat.

Interessanter als solch ordnende und organisierende Arbeit waren die Korrespondenz selbst – ihre Lektüre: Jünger hatte mir ausdrücklich erlaubt, die alten Briefwechsel einzusehen (als Erstes nahm ich mir die Briefe Gottfried Benns vor) – und die Beantwortung von Briefen, die Jünger mir überließ, vor allem bei jüngeren Briefschreibern. Und das nicht nur in den jeweils wenigen Wochen, die ich in Wilflingen war, sondern auch von Göttingen aus, wo ich studierte. Mit der Zeit entstand so in Göttingen »eine kleine Außenstelle meines Postbetriebs«, wie Jünger mir mal schrieb. Er schickte mir die zu beantwortenden Briefe und machte dazu seine Anmerkungen – ein Beispiel vom 8. November 1961: »Vor allem bitte ich Sie, R. Z. meinen herzlichen Dank zu sagen für die verschiedenen Lanzen, die er für mich gebrochen hat. Diese Art der Mithilfe, von der ich meist nicht oder nur auf Umwegen erfahre, ist wertvoll für mich. Sie wissen ja, dass ich auf Anzapfungen nicht antworte. Ich halte es da mit Martin Luther: ›Wer mit einem Scheißdreck rammelt, er gewinne oder verliere, er gehet beschissen hinvon.‹ Außerdem wäre es schon rein zeitlich nicht möglich, all diesen Kastraten zu antworten, die sich da vereinigen. Dafür sorgen schon die jungen Hilfskräfte.« Zu denen er auch mich damals zählte, mit Recht. Und seine Göttinger Poststelle war auch noch ein paar Jahre nach meiner aktiven Wilflinger Zeit in Betrieb. – Den Lutherspruch habe ich mir übrigens zur Lebensmaxime gemacht.

Der Secretarius also erledigte die Post, zunehmend von Göttingen aus. Auch andere Dienste waren hin und wieder gewünscht: »Die

›Arbeitsgemeinschaft kultureller Organisationen Düsseldorf‹ lädt mich zu einem Vortrag ein und will ein hohes Honorar zahlen. Wie ich aus dem beigegeführten Prospekt ersehe, soll dort am 19. Januar [Franz] Schonauer sprechen. Außerdem hat das Ganze einen Emigrantengeruch. Den Leuten werde ich einen Brief schreiben, den sie sich nicht hinter den Spiegel stecken. Dazu brauche ich das Zitat aus Schonauer. Er spricht doch von seinem ›Degout, ein Deutscher zu sein‹? Bitte ermitteln Sie mir das. Vielleicht finden Sie dort auch noch ähnlich Blüten. Meinen Brief an die Düsseldorfer werde ich Ihnen dann zur Verfügung stellen, für den Fall, daß Sie sich auch mit dem degoutanten Autor beschäftigen wollen. Sie können den Text dann eventuell einflechten.« (11.12.1961) Wolf Jobst Siedler, damals Feuilletonchef des Berliner »Tagesspiegel«, hatte die betreffende Schonauer-Stelle zitiert und schickte auf meine Bitte den Nachweis, ich besorgte das Buch (ich weiß heute nicht mehr, was es war), strich die Stellen an und schickte es nach Wilflingen, zusammen mit einem weiteren Buch, darin Reinhard Döhls Gedicht »missa profana«, das in einer Göttinger Studentenzeitung, an der ich mitarbeitete, erschienen war; Döhl war deshalb wegen Gotteslästerung und des Verdachts öffentlicher Beleidigung verklagt, aber schließlich vom Bundesgerichtshof freigesprochen worden. Postwendende Antwort Jüngers: »Anbei die beiden Bücher zurück. Ich konnte mich nicht überwinden, hineinzusehen (...). Ich werde mich darauf beschränken, den Leuten zu antworten, daß ich mich nicht auf dasselbe Katheder stellen kann mit einem Burschen, der von der ›Degoutanz, die darin liegt, ein Deutscher zu sein‹, gesprochen hat.« Am 10. Januar 1961 schrieb er mir dann u. a.: »An die Düsseldorfer habe ich nicht geschrieben – ich hatte Besseres zu tun.«

Die Wilflinger Wochen vergingen stets wie im Fluge. Ich habe nicht immer Tagebuch geführt während meiner Wilflinger Zeit, nur hin und wieder aus unseren Gesprächen notiert. Von meinem Aufenthalt vom 19. bis 26. Oktober 1962, während der Kuba-Krise, habe ich noch ein kleines Wilflinger Tagebuch gefunden.

Die eben beschriebenen Hilfsdienste, die ich in Wilflingen als Secretarius leistete, waren nur ein Teil im Tageslauf. Der begann nach

Jüngers schon legendärem morgendlichen, nun ja: Sprung in die mit kaltem Wasser gefüllte Badewanne mit einem gemütlichen Frühstück so gegen neun. Dabei erzählte Jünger oft von seinen Träumen; er träumte viel und meinte einmal, dass seine abendliche Bett-Lektüre sich oft in die Träume hinein verlängere. Er ist ja einer der ergiebigsten Träumer unter den Schriftstellern, seine Tagebücher sind voll von erzählten Träumen, deren manche sich in immer wiederkehrenden Sequenzen über Jahre hinweg wiederholen, variieren und ergänzen.

Tagebuchnotiz vom 25. Oktober 1962: »Beim Frühstück erzählte er über seinen Traum: Er kam aus einer Höhle, in die er eingestiegen war mit Stierlein, seiner zweiten Frau, und *dem* Förster. Als er hinausging, schritt er über eine gelb-schwarz gemusterte, dünne giftige Schlange hinweg; die Schlange war aufgebläht, wie eine Retorte erschien sie ihm. Er sprach darüber mit dem Förster. Dann kam Stierlein aus der Höhle; der Chef rief ihr Warnendes zu, doch sie hörte nicht, sondern schritt ruhig und unangefochten über die Schlange hinweg. Als der Chef mit Stierlein davonging, nahm der Förster die Schlange auf und trug sie fort. – Der Chef meinte heute abend, als er uns den Traum, den er notiert hatte, vorlas, der Förster sei wohl ein Wissender gewesen. Doch könne man das bei einer eventuellen Niederschrift des Traumes nie vermerken; das zu erfassen, müsse man dem Leser überlassen, dessen einzige Aufgabe solcherlei sei.« In der endgültigen Fassung wurde aus dem Förster ein Oberförster (vgl. »Der Oberförster« in diesem Band).

Nach dem Frühstück, meist gegen halb zehn, folgte der gemeinsame Gang durch den Garten. Gegen zehn Uhr ging Jünger hoch in sein Arbeitszimmer, ich in das gegenüberliegende Zimmer mit dem anschließenden Raum, in dem die Briefe gesammelt wurden. Vormittags schrieb Jünger stets am Manuskript, das gerade entstand, bis gegen eins. Wenn dabei, so sagte er, eine Handbreit neuer Text, eine drittel Seite also, zustande kam, die Bestand hatte, empfand er das als zureichendes, ja gelungenes Tagwerk. Er schrieb die erste Fassung seiner Manuskripte prinzipiell mit der Hand, spätere Abschriften mit der Maschine. Gegen eins – wenn er guten Mutes war, hörte ich ihn schon pfeifen – kam er

dann zu mir ins Zimmer, erkundigte sich nach dem Stand der Dinge, plauderte; derweil hatte Resl unten den Tisch gedeckt – sie versorgte Haus und Küche, bis Jünger im Frühjahr 1962 wieder heiratete und Liselotte Jünger das Regiment, und oft auch die Küche, übernahm.

Um die Mittagszeit kam die Post, die zum Nachtschisch geöffnet und kommentiert wurde, regelmäßig auch die FAZ, deren politischen Teil er mir gab, während er das Feuilleton las. Auch da ergaben sich, ausgelöst durch Lektüre, Gespräche, und manchmal dozierte Jünger auch, so aus Anlass eines Artikels in der Zeitung über das Zeitgemäße der Kunst: »Wo Kunst zeitgemäß sei, werde ihr Ruf zweifelhaft. Doch wo Kunst nicht mehr zeitgemäß ist, ebenso. Unzeitgemäß will ja sagen, daß etwas mit den Maßstäben der Zeitlichkeit und der Vergänglichkeit nicht zu messen ist. Kunst muß quasi außerzeitlich sein. Viele der späten Naturalisten und der Expressionisten überhaupt sind kaum mehr lesbar, sie sind unzeitgemäß, weil sie einmal zeitgemäß waren. Die Probleme, die sich damals den Dichtern stellten, sind längst gelöst oder haben sich aufgelöst, sind jedenfalls heute keine Probleme mehr. Sie waren vermutlich zu speziell gefaßt. ›Götz von Berlichingen‹ oder ›Die Räuber‹ dagegen bringen Problemkreise vor, die allgemeingültig sind und eingelöst. Wahrscheinlich ist Kunst stets bedingt vom einlösbaren Problem und seiner Darstellung oder Umformung ins Wort, ins Bild, in die Plastik. Musik trägt einen eigenen Charakter. Sie will keine Probleme erfassen, ist *reines Spiel*. Die unlösbaren Probleme aber sind vom Menschen nicht zu lösen, weil er Mensch und deshalb unvollkommen und zur Vollkommenheit unfähig ist; erst dadurch werden die Probleme unlösbar.« (Notiz vom 22. Oktober 1962)

Wenn nichts Besonderes anlag, Besuch erwartet wurde oder nachmittags Geschäfte in Riedlingen zu erledigen waren, brachen wir nach dem Essen gegen zwei Uhr auf zu unseren regelmäßigen Gängen durch die Wilflinger Fluren und Wälder. Meist gegen fünf Uhr waren wir wieder zurück, ich ging an die Arbeit und Jünger verschwand in seinem hinter der Bibliothek gelegenen Arbeitszimmer, dann war für zwei Stunden Postzeit: Er hieb ziemlich kräftig in die Schreibmaschine, das konnte ich noch auf der anderen Seite des Flurs, wo mein Arbeitszimmer und der Raum der

Briefe lag, hören. Gegen sieben Uhr brachte ich die Briefe noch zur Poststelle, und wenn ich zurückkam, hatte Resl meist schon den Abendbrottisch gedeckt. An dem saßen wir manchmal noch bis neun, halb zehn zusammen, tranken Bier oder eine Flasche Wein, Jünger meist nur ein, zwei Gläser, ich den Rest. Dann zog er sich zurück – das war die Zeit, in der er sich oft mit seinen Käfern beschäftigte oder noch Post erledigte. Ich las oder arbeitete bis gegen elf.

Oder er legte nach dem Abendessen einige Patienten; und manchmal gab es auch dies: »Gemütlich gestübelt in des Chefs Arbeitszimmer; Shanties, Schlager und zum Schluß Offenbach: Hoffmanns Erzählungen. Herrlich die Barkarole. Der Chef war heiter und humorvoll; er ist überhaupt dieser Tage in einer seltenen Hochstimmung. Er arbeitet viel und hat, wie er sagt, dabei eine glückliche Hand. Er erklärt sich das durch den vorhergegangenen Abstieg, die Depression folgt ihm; schöpferische Melancholie, die nach der Arbeit ihren Ausgleich in gelöster Heiterkeit findet.« (Notiz vom 24. Oktober 1962)

Der »übliche« Tageslauf wurde aber häufig genug durchbrochen: wenn Besuch sich angesagt hatte, oder wenn Jünger Besuche machte, bei denen ich ihn fast immer begleitete, meist in Riedlingen mit einem Abstecher bei der Hausärztin Margret Blersch, auch in Tübingen bei Walter Schulz, dem Philosophieprofessor.

IV. Wald- und Wiesengänge

Winters oder summers, und nicht nur bei gutem Wetter, ging es nach dem Mittagessen hinaus in Feld und Wald. Und im Oktober sammelten wir, zum Abschluss unserer Gänge, auf einer großen Wiese die dort reichlich gedeckten weißen Champignons, und von denen die kleinen, noch geschlossenen: »Wir nehmen nur die jungfräulichen, die noch ihr Hymen haben.«

Auf diesen langen Gängen haben wir viel miteinander geredet, meist ausgehend vom Alltäglichen; wir sprachen über die Post, daran anknüpfend über die Personen, die da geschrieben hatten, sprachen über Politik, was wir mittags in der Zeitung gelesen hatten, und manchmal auch über einiges, das der Secretarius in seinem Kopf zu sekretieren hatte. Und hin und wieder erzählte er von seinen Schreibplänen, und das Gespräch geriet zum Monolog.

So, als Beispiel, auf einem Gang am 20. Oktober 1962: »(...) über unsere Champignon-Wiese, auf der immer noch die eiserne Falle – diesmal mit drei Tauben für Habichte und Bussarde aufgestellt – stand, zurück. Dabei [im Zusammenhang der Kuba-Krise] über Notzeiten; wir [i. e. meine Generation] haben dergleichen nicht erlebt. Meine Generation wäre darum anfälliger als die vor uns liegende, die etwa 1920 geboren wurde, die ganze intellektuelle Linke käme aus dieser Generation. – Der Krieg habe nichts Ritterliches mehr an sich. Man drücke auf ein Knöpfchen, dann sei es um den Kampf bereits geschehen. Doch noch im Zweiten Weltkrieg habe es mehr Ritterlichkeit gegeben als im Ersten Weltkrieg.

Der Chef plant nach der Arbeit über den Baum, die jetzt erscheint, eine über die Steine. Genealogie der Steine, Herkunft aus dem vegetativen Bereich bei Kalk etwa; Lava, Granit; Gerölle als Steinansammlungen, riesige Ansammlungen von Steinen in Afrika, am Sinai. Doch bekomme alles weniger den Charakter des Geologischen als den der Metaphysik *ex cathedra naturae naturans*. Das sei viel eindrucksvoller als die praktische oder die theoretische Seite *per se*. Grundsätzlich meinte der Chef, man müsse sich metaphysisch ausrichten, wenn man bestehen wolle. Die Evidenz zeige, dass alles so vergänglich sei und dennoch so unendlich lang daure, dass das menschliche Leben in diesen Zeiträumen sekundenartig sei. Man müsse sein Leben in die umfassenderen Zeiträume stellen, es darin auch sehen und seinen Standort dort erkennen. Alles andere sei irrelevant. Aber tatsächlich richteten die meisten sich ein im Staate, vielleicht auch im europäischen Staatenbund, im seltensten Falle im Erdenstaat. Doch das seien untergeordnete, künstliche, zwar durch die Natur manchmal bedingte, Schöpfungen des Menschen, darin und als

solche beschränkt. Die Ausrichtung des Menschen nach dem und im Jenseitigen werde von den Kirchen besorgt; sie institutionalisieren und bauen ihre eigene, noch mehr beschränkte Ordnung, als es die soziologisch-politische Schichtung sei und verlange. Darin liege auch der Tod der *religio* als katalysierende Kraft der Zufriedenheit, des Mitleids: der Menschlichkeit. Menschlichkeit zeige sich eher im unbegrenzten als im abgegrenzten Bereich.«

Bei unseren Waldgängen kamen wir immer mal wieder auf Jüngers Großessay »Der Waldgang« zu sprechen und phantasierten uns Gelegenheiten zusammen, bei denen wir als *outlaws* fliehen mussten und uns als echte Waldgänger in diese Wälder zurückziehen würden, in Höhlen und Dickichte, die wir vorab ausgebaut und zur Sicherheit mit Lebensmitteln, Wein und natürlich Lektüre munitioniert hätten – so kamen wir auch auf Bücher zu sprechen, die ihm lebensnotwendig waren: die Bibel, »Tausendundeine Nacht«, das »*Æil de bæuf*«, der geliebte »Tristram Shandy«, Casanovas »Histoire de ma vie«, die Memoiren von Saint-Simon, Aphorismen von Rivarol und Chamfort, Bücher von Léon Bloy ... Jünger war sein Leben lang ein großer Leser, schon die Kriegstagebücher aus dem Ersten Weltkrieg belegen das, noch mehr die regelmäßigen Notate zu seinen Lektüren in dem umfangreichen Tagebuchwerk der »Strahlungen« und von »Siebzig verweht«.

Im Gedächtnis geblieben ist mir aus Gesprächen von diesen Gängen aber auch Gröberes, einiges, was er aus seiner Berliner Zeit erzählte, darunter zum Teil üble Scherze, Störungen von Veranstaltungen politischer Gegner usw.: Am harmlosesten noch über eine Lesung Thomas Manns, die Jünger mit einigen Kumpanen aus der rechtsnationalen Szene, untern anderem mit Arnolt Bronnen, störte; sie besetzen die erste Reihe, und als Thomas Mann seine Lesung begann, schlugen alle in der ersten Reihe große Zeitungen auf. Thomas Mann habe daraufhin vom Pult herab Arnolt Bronnen angebrüllt als: *Bronner*, um ihn, so Jünger, an sein Jude-Sein zu erinnern; denn Bronnen hieß als der adoptierte Sohn des jüdischen Schriftstellers Ferdinand Bronner eben: Bronner.

Jünger erzählte auch von den legendären Partys bei Ernst Rowohlt, da hätten sich alle getummelt, Rechte und Linke, da sei es hoch hergegangen; dort habe er Bronnen und einige Male Brecht getroffen, auch Thomas Wolfe. Goebbels wiederum sei er einige Male bei Bronnen begegnet. Übrigens habe Goebbels ihn öfter zu seinen Lesungen eingeladen – er schrieb, außer dem einzigen publizierten Roman »Michael« von 1929, laut Jünger auch Stücke –; und einmal sei er tatsächlich zu einer Goebbels-Lesung gegangen, saß auf einem Platz in der ersten Reihe – aber die Lesung sei so unerträglich gewesen, dass er sie nach zehn Minuten demonstrativ verlassen habe. Er deutete auch intime Beziehungen zu der Schauspielerin Lída Baarová an, die ja auch mit Goebbels liiert war. Daher, glaubte Jünger, rührte Goebbels Hass auf ihn – denn Goebbels forderte im »Dritten Reich« einige Male Jüngers Kopf, auch nach dem Erscheinen von »Auf den Marmor-Klippen«. Aber Hitler, der ein begeisterter Leser von Jüngers Schriften aus dem Ersten Weltkrieg war und ihm sogar ein Reichstagsmandat der NSDAP angeboten hatte, was Jünger ablehnte, habe verfügt: »Rührt den Jünger nicht an!« Ein Besuch Hitlers bei Jünger, 1926 in Leipzig, wurde kurzfristig telegrafisch abgesagt – nur einmal habe er Hitler in persona gesehen, sehr früh in den 1920er Jahren –, Jünger wörtlich: »Da machte er auf mich einen manischen Eindruck, aber auch den Eindruck, den vielleicht Mohammed auf gewisse Ziegenhirten gemacht haben kann, als ob da etwas dahintersteckte.«

V. Aversionen

Jüngers Verhältnis zum Nationalsozialismus und sein Verhalten im »Dritten Reich« waren in den 1950er und vor allem in den 1960er Jahren immer wieder ein Thema in den Feuilletons. Damals war Jünger keineswegs, wie spätestens ab Mitte der 1980er Jahre, der hochgeschätzte solitäre Schriftsteller, zu dem man nach Wilflingen pilgerte wie weiland zu

Goethe nach Weimar. Im Gegenteil: Man hielt Distanz zu ihm – die meisten jungen Schriftsteller wichen jeglicher Kontamination mit ihm aus. Ich musste ihn in den 1960ern nicht selten verteidigen gegen den Anwurf, er sei doch ein unverbesserlicher Nazi. So publizierte »Die Zeit« im Frühjahr 1962 eine Serie über »Nazis«, in der auch ein Artikel über Jünger erscheinen sollte und, geschrieben von Siegfried Lenz, auch erschien. Zuvor war da über den unverbesserlichen Rechtsausleger Kurt Ziesel berichtet worden – eine in jedem Falle für Jünger unappetitliche und vor allem unangemessene Nachbarschaft; das hätte die »Zeit«-Redaktion auch damals durchaus erkennen und vermeiden müssen. Aber offensichtlich wollte sie den Skandal.

Ich hatte bei dem damaligen Feuilletonchef der »Zeit«, Rudolf Walter Leonhardt, gegen die Bezeichnung »Nazi« für Jünger protestiert, und der hatte mir geantwortet: Letzten Endes hätte Jünger doch etwas mit den Nazis gemeinsam. Das hatte ich Jünger am 6. April 1962 geschrieben in einem Brief, in dem ich ihm auch mitteilte, dass ich seit dem neuen Semester vom Studium der Juristerei zur Literaturwissenschaft gewechselt war. Jünger antwortete mir am 17. April: »Daß Sie nun umsatteln wollen, habe ich mit gemischten Gefühlen gehört. Es gibt in unserer Literatur kein Beispiel dafür, daß das Jurastudium einer musischen Begabung geschadet hätte – von Goethe bis Storm. Im Gegenteil, es wirkt sowohl disziplinierend als auch ausgleichend. Wenn Sie nun sich der Germanistik und der Romanistik zuwenden, dann hoffentlich zum reinen Dienst an der Sprache und ohne die Gesellschaft der künftigen Feuilletonredakteure zu frequentieren, die dort herumwimmeln.

Ich schreibe das auch deshalb, weil Sie trotz meiner Bitte schon wieder irgendwelche Umtriebe erwähnen, die gegen mich geplant werden. Wenn ich schon keine Notiz davon nehme, möchte ich das auch in den Briefen meiner Freunde nicht finden. Sie wissen, wie ich diese Dinge behandle: sie gehen sogleich und ungelesen zu Dr. des Coudres als Belege dafür, daß ich mit diesen Leuten ein für alle Male nichts zu tun habe. Das war bereits im Dritten Reich so. Damals lebten diese Herren davon, daß es die Weimarer Republik, und heute leben sie davon, daß es ein Drittes Reich gegeben hat.